

Jeden Sonntag haben wir Maskeraden auf der Piazza

KARNEVAL IN VENEDIG

Als George Sand an jenem Mittwochvormittag des 1. Januar 1834 erwacht, traut sie ihren Augen nicht recht. In den drei Wochen seit ihrer Abreise aus Paris musste sie oft genug in windigen Herbergen und Gasthöfen von zweifelhaftem Ansehen logieren. Nun aber ist sie von Luxus und erlesenem Geschmack umgeben: Sie liegt in einem hohen Himmelbett zwischen allerlei mit Spitzen und Stickereien versehenen Kissen und Decken. Staunend blickt sie sich um: Elegante Kommoden, Stühle und Fauteuils sind in dem großen Raum verteilt. Ein Waschtisch aus Porzellan hinter einer spanischen Wand bietet die Möglichkeit zur Körperpflege. Von der Decke hängt ein funkelnder Lüster aus Muranoglas. An den mit Seidentapeten bespannten Wänden sind vergoldete Kerzenhalter angebracht, ebenso Gemälde aus dem 17. und 18. Jahrhundert mit Darstellungen des bunten Lebens auf den Kanälen der Lagunenstadt. Doch George Sand muss nicht erst die gemalten Ansichten Venedigs betrachten. Sie hat die Stadt ja vor ihrem Fenster liegen! Sie erhebt sich – durch den langen, tiefen Schlaf gekräftigt –, geht im Nachthemd zur Balkontür und blickt hinaus: Links, in einiger Entfernung, kann sie die von Palladio geschaffene Fassade der Kirche San Giorgio auf der gleichnamigen Insel erkennen, dahinter die Klosteranlage der Benediktiner. Wenn sie den Blick nach rechts wendet, so sieht sie, gar nicht weit entfernt, auf der gegenüberliegenden Insel Dorsoduro die blütenweiße Kirche Santa Maria della Salute mit ihrer riesigen barocken Kuppel. Sie blickt hinunter: Vor dem Hotel liegt der Quai der Riva degli Schiavoni. An der Mauer und den Bootsstegen sind Gondeln und Barken angekettet. Hin und wieder legt ein Boot an, der Gondoliere hilft einem Fahrgast beim Aussteigen, ein Lakai nimmt Koffer in Empfang und trägt sie über den gepflasterten Uferweg zum Hoteleingang. Im Hintergrund

gleiten Gondeln vorüber, hinaus auf die Lagune oder stadteinwärts, zum Canal Grande, der Lebensader der Stadt. Rechts, nur hundert Meter entfernt, weiß George Sand den Palast der Dogen mit der davor liegenden Piazzetta, die Kathedrale des heiligen Markus, die Bibliotheca Marciana, den gewaltigen Campanile und die sich dahinter ausbreitende Piazza mit ihren unter den Arkaden befindlichen vornehmen Kaffeehäusern.

George Sand wendet sich um, betrachtet, noch immer in freudiger Erregung, das noble Interieur ihres Zimmers. Bei der Ankunft am Vorabend war sie zu erschöpft, um sich im Foyer des Hotels umzusehen. Das wird sie in den nächsten Stunden nachholen und dabei allerlei Wissenswertes über die Geschichte des Hauses erfahren. Das Grand Hôtel Royal Danieli wurde erst zehn Jahre zuvor, 1824, von dem Geschäftsmann Giuseppe dal Niel, genannt »Danieli«, eröffnet und genießt bereits einen Ruf weit über die Grenzen Venetiens hinaus als eines der vornehmsten und luxuriösesten Häuser der Stadt. Doch die Geschichte des Gebäudes reicht weit

Das Grand Hôtel Royal Danieli, um 1880



zurück und hat glanzvolle Bewohner und Besucher und bedeutende Begebenheiten zu verzeichnen. Im 14. Jahrhundert ließ die vornehme Familie Dandolo das Anwesen erbauen. Dieser Palazzo Dandolo, so der Name bis in die Gegenwart, gelangte im Laufe der Jahrhunderte durch Erbschaft oder Verkauf in die Hände verschiedener wohlhabender Familien. Im Jahre 1531 etwa wurde hier die Wahl des Habsburgers Ferdinand, Erzherzog von Österreich, König von Böhmen und Ungarn, zum römisch-deutschen König gefeiert. Auch andere Feste wurden in den althehrwürdigen Mauern des Palazzo Dandolo ausgerichtet, so etwa die prachtvolle Aufführung der barocken Oper *Proserpina rapita* von Giulio Strozzi anlässlich der Hochzeit einer Tochter der Eigentümer, Giustiniana Mocenigo, mit Lorenzo Giustinian. Das Gebäude, einst im gotischen Stil errichtet (mit den für Venedig typischen Einsprengseln aus der byzantinischen Baukunst), wurde im Laufe der Jahrhunderte immer wieder umgebaut und im Geschmack der jeweiligen Zeit »modernisiert«. Als zu Beginn der 1820er-Jahre der Hotelier Giuseppe dal Niel den zu jener Zeit etwas heruntergekommenen Palazzo Dandolo erwarb, ließ er das Gebäude im neugotischen Stil renovieren. Dies entsprach dem Geschmack des sich am Mittelalter orientierenden Historismus und der damit einhergehenden Geistesrichtung der Romantik. Und tatsächlich wurde das Luxushotel Danieli sehr bald nach seiner Eröffnung zu einer bevorzugten Unterkunft der »Schönen und Reichen«, die immer mehr nach Venedig strömten. Bald konnte das Hotel illustre Namen im Gästebuch verzeichnen – bis heute. Und George Sand und Alfred de Musset gehören zu den ersten und bekanntesten (später kamen noch Honoré de Balzac, Charles Dickens, Richard Wagner, John Ruskin, Claude Debussy, Jean Cocteau, Eugenio Montale, Peggy Guggenheim, Benjamin Britten und Leonard Bernstein, um nur einige zu nennen). Doch die historisch gesehen großen Zeiten Venedigs sind im Jahre 1834 passé. Die Stadt wandelt sich in ihrem Selbstverständnis zu einer Kulisse für Bildungsreisende und Globetrotter. Die

politische Rolle der stolzen Serenissima ist längst gespielt und in die Hände größerer Mächte gelegt. Der Tiefpunkt schien im Jahre 1797 erreicht, als französische Truppen unter Napoleon Bonaparte die Stadt besetzten, den letzten Dogen Lodovico Manin zur Abdankung zwangen und die elfhundertjährige Unabhängigkeit der Stadtrepublik beendeten. Venedig war nun eine zweitrangige Provinzstadt in dem von Napoleon geschaffenen Vasallen-Königreich Italien. Nach Napoleons Sturz im Jahre 1815 wurde auch Oberitalien auf dem Wiener Kongress neu geordnet. Venedig, Venetien und die Lombardei wurden zum Königreich erhoben und unter die Herrschaft des Kaiserreichs Österreich gestellt. Von nun an wurde die Stadt von österreichischen Beamten verwaltet, von österreichischem Militär besetzt und stillgehalten, von österreichischer Zensur unter Staatskanzler Klemens Wenzel von Metternich beschnitten, von deutsch-österreichischer Kultur mehr und mehr beeinflusst.

George Sand kann von ihrem Fenster aus die österreichischen Wachsoldaten sehen, die entlang der Riva degli Schiavone patrouillieren und anlegende Schiffe und Barken auf zu verzollende Waren kontrollieren. Die Globetrotter interessiert das wenig: Sie kommen in wachsender Zahl. Die einstige Größe der Seerepublik Venedig ist zu einer Kulisse geschrumpft. Die pompöse Stadtarchitektur mit ihren Palazzi und Kirchen, die bedeutende kulturelle Vergangenheit als Metropole der bildenden Künste und der barocken Opern- und Orchestermusik wurden zum Magneten für Reisende aus aller Herren Länder. Die Stadt erfand sich anders und neu, gewann eine internationale Bedeutung, die sich aus der Gewichtigkeit vergangener Zeiten nährte, diese anverwandelte und umdeutete und so den »Mythos Venedig« erschuf – bis heute. Auch George Sand und Alfred de Musset sind wegen dieses Mythos nach Venedig gereist, eines Mythos, der nicht nur kunstinteressierte, sondern auch romantisch empfindende Menschen und vor allem: junge Verliebte magisch anzieht. Im Laufe jenes Neujahrstages findet sich Alfred de Musset im Hotel Danieli ein

und bezieht ein eigenes Zimmer, neben dem George Sands und mit diesem durch eine Tür verbunden. So wollen die beiden Liebenden Nähe zulassen und doch eine Privatsphäre wahren, auch um zu arbeiten. Vor allem George Sand steht unter hohem Leistungsdruck. Nach wie vor muss sie alle sechs Wochen hundertzweiundzwanzig Seiten an ihren Verleger François Buloz liefern, und seit ihrer Abreise aus Paris sind drei Wochen vergangen, ohne dass sie auch nur eine Zeile hätte schreiben können. Schlimmer noch: Buloz hat ihr fünftausend Franc vorgeschossen. Sie steht also in seiner Schuld und will es sich durch weitere Säumigkeit nicht mit ihm verderben.

Etwa zwei Wochen lang ist George Sand noch immer kränklich. Doch ihr Zustand bessert sich von Tag zu Tag. Dazu tragen auch der exzellente Zimmerservice, die gediegene Atmosphäre und die exquisite italienische Küche bei. So kann sie jeden Tag in der Abgeschiedenheit ihres schönen Zimmers an einem neuen Roman arbeiten, auch erste Spaziergänge durch die Stadt unternehmen, mal allein, mal in Begleitung Alfreds – und tatsächlich empfinden beide diese ersten Wochen in der Serenissima als eine Fortsetzung und Steigerung ihrer heiteren Ferientage im Wald von Fontainebleau. Bildungsbeflissen besuchen sie die Kunstsammlung der Accademia und bewundern die Gemälde des großen venezianischen Zeitalters: Tizian und Tintoretto, Veronese und Bellini, Giorgione und Palma Vecchio. Dann spazieren sie von der Accademia zur Kirche Santa Maria della Salute (die sie von ihren Hotelzimmern aus gut sehen können), an der Spitze der Insel Dorsoduro gelegen und die von der Seeseite einfahrenden Reisenden feierlich begrüßend. Der Bau wurde nach 1630 als Votivkirche nach einer Pestepidemie von dem Architekten Baldassare Longhena errichtet und besticht durch seine Grundform als achteckiger Zentralbau mit sich darüber erhebender Rundkuppel von vierzig Metern Höhe. Kaum ein Reisender, der nicht auch eine Bootsfahrt hinaus an den Lido unternimmt, die Sommerfrische Venedigs auf einer schmalen, der Lagune vorge-

lagerten Insel mit ihren kilometerlangen Sandstränden zur Adria hin. Obwohl es Januar und recht kalt ist, lassen auch George Sand und Alfred de Musset sich übersetzen. Nicht die vornehmen Kurhotels und Spielkasinos sind es, die sie locken, sondern ein etwas »verrufter« Ort, der auf die beiden Literaten einen ganz besonderen romantischen Reiz ausstrahlt: der alte jüdische Friedhof, der seit dem späten 14. Jahrhundert existiert und die Verstorbenen des Ghettos von Venedig (das sich am westlichen Ende der Serenissima in wenigen dichtbevölkerten Gasen drängt) aufnimmt. Sand und Musset spazieren durch die Grabreihen, vorbei an eng nebeneinander, bisweilen fast übereinander geschichteten Steinen mit hebräischen Inschriften, die Moos angesetzt haben, vom Zahn der Zeit verwittert und von den Winterstürmen schief geblasen oder umgeworfen wurden. Nach so viel Berührung mit Tod und Vergänglichkeit suchen sie Ablenkung auf einem langen Spaziergang am Strand, lassen sich Haare und Kleider vom Wind zerzausen, schauen dem ewig sich wiederholenden Spiel der Wellen zu, die schäumend am Ufer saum ausrollen, beobachten die Krebse und Krabben, die sich im Sand eingraben, nehmen auch staunend die vielen Eidechsen zur Kenntnis, die über Sand und Steine rennen und oft genug ihnen über die Schuhe huschen.

Zurück in Venedig, lassen sich Sand und Musset zur südlich von Dorsoduro gelegenen großen Insel La Giudecca übersetzen. Das Quartier ist damals nur an seinen Ufern bebaut, im Innern des Eilands dehnen sich fruchtbare Gärten und Wingerte aus. Auch bei den Venezianern ist La Giudecca als Naherholungs- und Ausflugsziel beliebt – freilich im Sommer. Doch Sand und Musset lassen sich von dem kühlen und bisweilen regnerischen Winterwetter nicht abschrecken. Sie durchstreifen die Giudecca-Insel, als hätten sie den Garten Eden wiederentdeckt, kehren in den kleinen Trattorien und Cafés ein, genießen das venezianische Essen, den italienischen Wein, das heitere Palaver der Einheimischen (George Sand hat bereits in Frankreich Italienisch gelernt

und verbessert ihre guten Kenntnisse in wenigen Wochen erheblich, während Alfred sich mit der Landessprache nicht recht anfreunden kann). Natürlich darf auch hier das Bildungsprogramm nicht fehlen, und so besichtigen sie die große Palladio-Kirche Il Redentore von 1576, auch sie eine Votivkirche, aus Dank nach einer überstandenen Pestepidemie errichtet, in ihrer Verbindung von Zentral- und Longitudinalbau von Kennern als die architektonische Ideallösung eines sakralen Gebäudes betrachtet.

Abends besuchen sie mehrmals das berühmte Opernhaus La Fenice, und George Sand, der es inzwischen weit besser geht, fühlt sich selbst wie Phönix aus der Asche: zu neuem Leben erweckt. Sie sehen die Oper *La Fausta* von Gaetano Donizetti und das Ballett *I Veneziani sotto le mure di Costantinopoli*, das ihr wegen der flitterhaften goldenen Talmi-Dekoration missfällt: Es sei »in seinem künstlerischen Gehalt von solch einer Dummlichkeit, dass das Publikum in unseren Provinztheatern [...] so etwas nicht hätte ertragen können.«¹ Auch für das italienische Schauspiel interessieren sie sich und besuchen das Teatro San Samuele, wo eine Komödie von Carlo Gozzi gegeben wird. George Sand ist begeistert: »Gozzis Stücke, die sich mit den lokalen Volkssitten befassen, waren bezaubernd lebensfroh und natürlich.«²

Nach solchen Ausflügen und Veranstaltungen kehren Alfred de Musset und George Sand heiter und entspannt zur Riva degli Schiavoni zurück, trinken noch eine Flasche Wein in einer der zahlreichen Tavernen des Sestiere di San Marco oder ziehen sich in ihre vornehmen Zimmer zurück, wo sie noch bis tief in die Nacht hinein plaudern, lachen und sich lieben. In solchen Stunden scheint ihr Traum wahr geworden: Flitterwochen in der Stadt der Liebenden und ein Hochfest des Lebens. An solch einem Abend des beiderseitigen Glücks, des jugendlichen Übermuts und der dankbar genossenen Liebe entsteht ein leichtfüßiges Gelegenheitsgedicht Alfred de Mussets: »An Sankt Blasius [3. Februar], auf La Giudecca / wart ihr, habt euch wohlgefühlt. / An Sankt Blasius, auf La Giudecca / waren wir wohl auch. // Aber

werdet ihr euch die Mühe machen, / euch daran zu erinnern? / Euch daran zu erinnern / und zurückzukehren // an Sankt Blasius nach La Giudecca, / auf die Blumenwiesen, um Eisenkraut zu pflücken, / an Sankt Blasius nach La Giudecca, / um dort zu leben und zu sterben.«³

Musset ist keineswegs zu sterben gewillt, und George Sand ebenso wenig. Die Einbeziehung des Todes in die heitersten Stunden des Lebens ist lediglich eine romantische Koketterie, ein poetisches Versatzstück. Und nun, in der zweiten Januarhälfte, als sich die Liebenden die Stadt mehr und mehr aneignen, auf Entdeckungstouren gehen, Kunst und Kulinarik, Dolce Vita und Dolcefarniente in der Blüte ihrer Kraft und Leidenschaft kennen- und lieben lernen, glauben sie ewig jung und unangreifbar zu sein.

Doch ein anderes poetisches Motiv ist das Rad der Fortuna, das sich unaufhörlich dreht und die, die oben stehen, ins Unglück stürzt und andererseits die zuunterst Liegenden unversehens in die Höhe hebt. Alles könnte so schön sein und ewig so weitergehen – das glauben recht naiv auch die beiden Liebenden von Venedig, Sand und Musset –, wären da nicht das blinde Schicksal und die menschliche Dummheit.

Auch die äußeren Umstände belasten bald die Stimmung der beiden. Und die österreichische Bürokratie, deren Regulierungswut und Arroganz tief in den venezianischen Alltag eingreifen, tut ein Übriges. Musset und Sand haben es sich zur Gewohnheit gemacht, statt durch die krummen und labyrinthischen Gassen zu irren, ihre Wege in einer Gondel zu bewältigen. Also mieten sie sich einen Gondoliere. Sein poetischer Name: Catullo, wie der römische Autor erotischer Gedichte, der im 1. Jahrhundert vor Christus lebte. Doch Catullo hat wenig von seinem Namensgeber an sich: Er ist alt, sieht schlecht und ist oft sturzbetrunken, und obwohl er sich manchmal im Labyrinth der Kanäle verirrt, bleiben die französischen Touristen ihm doch treu, vielleicht aus Mitleid, vielleicht aus einer Sympathie mit der Skurrilität der Szenerie. Dass Catullo alkoholisiert ist, fällt nicht so sehr auf,

denn zum einen ist er ein geübter Trinker, und zum anderen fährt er mit seiner Gondel nicht so schnell wie etwa der Kutscher, mit dem Sand und Musset auf ihrer Fahrt von Paris nach Lyon zur Genüge Bekanntschaft machten. Also lassen sie sich abends von »ihrem« Gondoliere durch die Kanäle rudern, im schummrigen Schein einer am Boot baumelnden Laterne, unter einem schützenden Verschlag aus Holz und Filz. Doch just in der Gondel – diesmal sitzt George Sand allein unter dem Verdeck – wird die Passagierin durch einen Vertreter der österreichischen Staatsmacht rüde gestört. Sie erinnert sich:

»Eines Abends, als ich in der Gondel saß, die an einer Ecke des Anlegers festgemacht war, und darauf wartete, dass mein alter Gondoliere mir irgendetwas – ich weiß nicht mehr was – bringen sollte, hörte ich, dass jemand, den ich für betrunken oder verwirrt hielt, auf die ›Feltra«, also die gefilzte Abdeckung der Gondel, sein Wasser abschlug. Da die Jalousien geschlossen waren, hatte ich nichts von dieser unanständigen Bespritzung zu befürchten, als ich Catullos heisere Stimme rufen hörte:

›Porco di Tedesco [du deutsches Schwein], du erlaubst dir, meine Gondel zu beschmutzen! Hältst du sie für einen Grenzstein?«

Der andere antwortete in schlechtem Italienisch: ›Ich bin Offizier im Dienst Seiner österreichischen Majestät und habe das Recht, deine Gondel anzupinkeln, wie es mir gefällt.«

›Aber in der Gondel sitzt eine Dame!«, schrie der Gondoliere.

Der österreichische Offizier, der keineswegs betrunken war, schlug das Verdeck zurück und schaute mich an: ›Die Signora«, sagte er, ›tat gut daran, gentilezza e la prudenza [Höflichkeit und Klugheit] zu zeigen und den Mund zu halten. Du aber wirst morgen ins Gefängnis gehen, und du kannst dabei noch von Glück reden, dass ich dir nicht meinen Degen in den Leib ramme.«⁴

George Sand rettet die Situation, indem sie dem Rüpel in Uniform erklärt, der Gondoliere sei angeschickert und wisse daher nicht so recht, was er sage, zudem sei es eine Ehre, dass ein Österreicher sein Wasser auf die Gondel abschlage. Auch in anderen

Situationen erfährt sie die selbstherrliche Arroganz der Besatzer: »Diese schändlichen Schikanen fanden jeden Tag und zu jeder Zeit statt. Beim geringsten Geruch von verdächtigem Tabak betraten die Zollbeamten die Wohnungen und durchsuchten Schränke und Kommoden. Man war glücklich, wenn sie nicht die Gelegenheit nutzten, um ein Halstuch oder ein Paar Strümpfe in die Tasche zu stecken, wie ich es bei meinem eigenen Gepäck ohne alle Umstände am Zoll in Genua und anderswo gesehen hatte.«⁵

Die Venezianer wissen der österreichischen Schikane entgegenzutreten – mit einem Mittel, das unverdächtig ist und keinem Verbot unterliegt: dem entwaffnenden Witz. Der weltberühmte Karneval der Lagunenstadt bietet hierzu Gelegenheit. George Sand und Alfred de Musset befinden sich mitten im Treiben der Masken und Typen der »Commedia dell'Arte«, der traditionellen italienischen Volkskomödie. Die beiden französischen Touristen begegnen auf ihren Streifzügen durch die Stadt wiederholt solch improvisierten Maskeraden und »lazzi«, Stegreifdarbietungen auf der Grundlage typisierter Charaktere der Commedia, etwa der Figur des listigen Schelms Pulcinella: »Pulcinella war damals der einzige Rächer dieser unterdrückten Bevölkerung. Im Schutze des venezianischen Dialekts, den die erst kürzlich angekommenen Deutschen nicht verstanden, ließ er die lustigsten Schimpfwörter gegen sie vom Stapel. Und wenn eine verdächtige fremde Gestalt ins Publikum kam, warnten die Gassenjungen Pulcinella mit einem bestimmten Schrei, damit er seine Zunge im Zaum hielt. Ich habe gesehen, wie zwei fette ungarische Schergen, die eine Viertelstunde lang ahnungslos genarrt und verspottet wurden, plötzlich und gewandt ironische Komplimente erhielten – als ein dritter hinzutrat, dessen Lächeln verriet, dass er den venezianischen Dialekt verstand.«⁶

Der Hass auf die österreichischen Besatzer und die volkstümliche Reaktion in deren Verspottung hat ein Gutes, wie George Sand zu berichten weiß: »Diese Komplizenschaft des Hasses

gegen den Fremden hatte zumindest den guten Effekt, dass die Bevölkerung sehr einig und brüderlich war, und nirgends erschienen mir die Sitten und Gebräuche des Volkes so gutartig wie in Venedig. Man konnte absolut sicher sein, zwei Lastträger, die eben dabei waren, sich zu schlagen, im Nu zu besänftigen, indem man ihnen sagte, sie benähmen sich wie die Deutschen.«⁷ George Sand ist in der zweiten Januarhälfte endlich wieder gesund, und gemeinsam mit Alfred stürzt sie sich in das Straßentreiben des venezianischen Karnevals. An Jules Boucoiran, den Hauslehrer, der in Paris die blaue Mansarde hütet und sich im Gegenzug damit gütlich tut, George Sands Weinkeller peu à peu zu leeren, schreibt die Schriftstellerin enthusiastisch: »Wir befinden uns hier im Karneval. Jeden Sonntag haben wir Maskeraden auf den Quais und auf der Piazza. Es gibt Gruppen von Wilden, von neapolitanischen und venezianischen Fischern und so weiter. Ihre Kostüme sind recht hübsch. Sie kommen von der Lagune, in beflaggten Booten, mit Musikanten an Bord. Das ist sehr blass im Vergleich zu den fantastischen Beschreibungen, die

Pulcinella und Saltimbanchi.
Gemälde von Giandomenico Tiepolo, 1790



man uns vom alten Venedig und seinen Festen gibt, und dennoch ist es für unsere Pariser Augen immer noch schön genug. Die eigentlichen Maskeraden finden übrigens nur in den Tagen vor Faschingsdienstag statt. Man sagt, dass der volkstümliche Karneval in Venedig noch sehr kurios ist. Ich werde Ihnen berichten, was es damit auf sich hat.«⁸

Der Eindruck mag täuschen: George Sand arbeitet unter Hochdruck an zwei Romanen parallel, *Jacques* und *André*, zu-

dem an einer Erzählung, die sie Buloz für seine *Revue des Deux Mondes* versprochen hat. Das vorgeschossene Geld des Verlegers und die in Verwahrung genommene Sparbüchse von Madame Edmée de Musset gehen rapide zur Neige, denn allwöchentlich präsentiert Giuseppe dal Niel eine gepfefferte Rechnung für die beiden Zimmer, die das Paar aus Paris in seinem Nobelhotel bezogen hat. George Sand, die die prekäre Situation sehr wohl erfasst (anders als Alfred, der recht nonchalant mit Geld umgeht und es bequem findet, das Pekuniäre seiner Geliebten zu überlassen), versucht dem entgegenzuwirken, indem sie – wenn sie nicht gerade selbst durch die im Taumel des Karnevals befindlichen Gassen streift – Nachtschichten am Schreibtisch einlegt und wie in Trance an ihren Skripten arbeitet – ohne Rücksicht auf ihre labile Gesundheit. Ende Januar kann sie Boucoiran die Erzählung *Le Secrétaire intime* schicken, mit dem Auftrag, diese dem Verleger Buloz persönlich zu übergeben. Buloz solle doch so rasch wie möglich das Skript honorieren und das Geld anweisen: »Drängen Sie ihn, Ihnen die eintausend Franc zu übergeben, die er sich verpflichtet hat, mir am 20. Januar zu zahlen. Ich werde sie bald brauchen. Lassen Sie ihn nicht darüber einschlafen. Ich bin in einem Land, in dem man mir keinen Kredit geben würde, und ich verlasse mich auf die Summen, die ich erwarte, um meine Ausgaben exakt zu begleichen.«⁹

Die Stimmung kippt, auch zwischen den Liebenden. Auf den Gedanken, ein günstigeres Hotel zu beziehen, kommen beide nicht. Alfred hat unterdessen von George die Aushändigung seiner Reisekasse erzwungen. Damit hält er sich noch ein paar Wochen über Wasser – in der Stadt, die mitten ins Wasser hinein gebaut ist, und in der jetzt – im Winter – das Wasser als Regen und Schnee auch vom Himmel herabkommt. Alfred beginnt, sich die Nächte in allerlei zweifelhaften Etablissements um die Ohren zu schlagen. George Sand hingegen schreibt um ihr Leben – im eigentlichen wie übertragenen Sinne: Die beiden Romane machen Fortschritte, aber bis sie die Manuskripte an Buloz liefern kann,